

Der härteste Job der Welt

Von Florian Leu, aus: «Kiriath Yearim 1951-2011»

Kiriath Yearim, Kinderdorf seit sechzig Jahren, gibt 150 Chancenlosen eine Chance. Die Lehrer sind alle paar Tage heiser, die Betreuer rennen rund um die Uhr durchs Dorf. Ein Tag im Leben eines ungewöhnlichen Ortes. Ein Tag kurz nach den Ferien, voller Chaos, voller Leben.

8 Uhr:

Ein Junge steht vor einem der Häuser. Gerade hat er sein Zimmer mit dem «Pulp Fiction»-Poster verlassen, jetzt trinkt er Kaffee aus einer Plastiktasse. Es ist windstill, der Dampf aus der Tasse steigt senkrecht zum Himmel. Der Junge hat Augenringe wie ein Schlafloser. Wach werden, sagt er, sei das Schwierigste überhaupt. Er macht ein paar Schritte, und es sieht aus, als seien seine Beine aus Holz. Er ist einer von Dutzenden, die vor den Schlafhäusern stehen und die Müdigkeit mit Tabak und Koffein zu vertreiben suchen. Die Betreuer rufen sie ins Gruppenzimmer, wo sie im Kreis sitzen und in ihren Stühlen versinken. Die Handys piepsen, überall dudelt es aus den Taschen. Es sind aber keine Klingeltöne, ein Abo kann sich kaum einer leisten hier. Es sind die drei oder vier Lieblingslieder, die sie immer bei sich haben. Der Fernseher scheint auf, der Tag beginnt mit Nachrichten. Heute geht es um die drei Schüsse, die ein Attentäter in Yitzhak Rabins Rücken gefeuert hat, 15 Jahre ist das her. Die Kinder sind mit einem Schlag wach.

9 Uhr:

Die Schule hat angefangen, aber als ich vor den Klassenzimmern stehe, wähne ich mich in der Pause. Zwei Jungs prügeln sich und bewerfen einander mit Dreck. Zwei Mädchen sitzen auf einer Mauer, und aus ihren Handys scheppert die Hitparade. Eine Gruppe hockt im Schatten des Schulhauses und spickt Steinchen durch die Luft. Die Lehrerinnen und Lehrer rennen umher und ermahnen die Kinder, suchen sie überall im Dorf zusammen und schicken sie zur Schule. Die Lehrer: Meist sind sie nicht nur Vermittler von Wissen, sondern auch Hydrauliker des Sozialen. Vier Tage war ich im Dorf und sprach mit einem halben Dutzend von ihnen. Besonders aufgefallen ist mir dabei: Immer war einer oder eine von ihnen heiser und konnte nur noch im Flüsterton reden.

Kurz nach neun ereignet sich ein Wunder: Die Klasse der Kommunikationslehrerin Esther Birs ist vollzählig: eine von neun Klassen à rund 15 Schülerinnen und Schüler, die in Kiriath Yearim unterrichtet werden, zwei Dutzend zappelnde Beine unter abgewetzten Pulten. Das Thema der Stunde reizt die Jugendlichen. Es geht um einen Dokfilm, den sie bald in Angriff nehmen werden. Letztes Jahr hat eine Klasse einen Film über einen Mitschüler gedreht, der dauernd ausgerissen ist. An einem Festival hat der Streifen einen Preis gewonnen, weil er so hart und klar ist.

Ein Junge möchte einen Film über die Frisur seiner Mutter drehen, die aus Äthiopien eingewandert ist. Er will herausfinden, warum sie keinen Afro-Look trägt wie die Verwandten auf den Bildern von früher. Er will wissen, warum sie glatte Haare wie die Weissen hat. Das Thema stösst auf Zustimmung. Vier von fünf Schülern haben Eltern, die aus Äthiopien eingewandert sind und in Israel ihre Frisur verändert haben.

Eine Junge dreht sich mitten in der Diskussion nach mir um und fragt: «Gibt es schöne Mädchen in der Schweiz?» Nach der Stunde zupft sich der Junge die Haare zurecht und prüft im Spiegel, ob sie gut liegen. Dann kommt er mit einem Lächeln auf mich zu und fragt mich auf Englisch, was ich in mein Büchlein geschrieben habe. Ich zeige ihm die Seiten und übersetze ihm ein paar Sätze. Er klopf mir auf die Schulter und sagt: «Es freut mich, dass du gekommen bist. Nächstes Jahr komme ich dann zu dir.»

Der Junge ist Mitglied im dorfeigenen Chor «The Spirit of Yearim» und übt zurzeit die Lieder, die er im nächsten Frühling auf der Tournee durch die Schweiz singen wird. Es wird seine erste Reise ins Ausland sein. Er stopft sich seine Jeans in die Schuhe, das ist in Kiriath Yearim zurzeit der letzte Schrei. Dann blinzelt er mir zu und schlendert davon.

14 Uhr:

Er war während Jahren nicht mehr hier, aber er erinnert sich ans Heimweh, das er als Kind hatte. 1967 schaute er auf die Hügel rund um Kiriath Yearim und wollte nur noch heim nach Tel Aviv. Jetzt geht er in seinen Sandalen und seinem Hawaiihemd durchs Dorf, staunt über die Neubauten, redet an jeder Ecke ein Kind an, und in seinem Kopf flimmern die Bilder von früher.

Israel Malovani war ein Schlingel in Tel Aviv, ein Bub mit Aufmerksamkeitsstörungen, bevor es ein Krankheitsbild mit diesem Namen gab. Er bestrich die Stühle der Lehrer mit Leim, schwänzte die Schule, lungerte durch die Stadt, während die andern im Hebräischunterricht Aufsätze über Vaterlandsliebe schrieben.

Seine Eltern schickten ihn nach Kiriath Yearim, als er 13 war. Ein Jahr blieb er hier, sechsmal weniger lang als die Kinder, die heute ins Dorf kommen. Nachher ging Israel in einen Kibbuz, später wurde er Fotograf und reiste für Boulevardzeitungen und Illustrierte um die Welt. Mit seiner Nikon nahm er Chava Alberstein auf, als sie noch ganz jung war, und lichtete Ofra Haza ab, als sie für Israel am Eurovision Song Contest teilnahm. Er schwärmt von den Stars und ihrem Ruhm, als sei es gestern gewesen.

Während er mit dem iPhone ein Bild seines ehemaligen Schlafrums aufnimmt, spricht er über seine Zeit im Kinderdorf. Hier habe er Anstand gelernt, ohne den er in der Gesellschaft der Sängerinnen und Schauspieler nicht ausgekommen wäre. Hier hat er sich zum ersten Mal verliebt, aussichtslos allerdings, denn er hatte sich in Orit verknallt, seine Lehrerin. Er erinnert sich an die Finger eines Lehrers, die gelb waren von den vielen Zigaretten, die er rauchte, als der Sechstagekrieg ihn um den Schlaf brachte. Und Israel weiss auch noch, wie es war, als die Schweizer zu Besuch kamen: Einer der Besucher machte ein Spiel mit ihnen, bei dem es darum ging, eine Tafel Milkschokolade mit Messer und Gabel zu essen.

Nach der Besichtigung seiner Kindheit setzen wir uns in den Schatten eines Hauses, und er zeigt mir sein Profil auf Facebook. Er hat das Familienalbum hochgeladen, die Fotos seiner Zeit im Kibbuz, die Bilder seiner Anfänge als Fotograf, die Aufnahmen von Mitzi, seiner Katze, und die Schnappschüsse, die die ersten Schritte seiner Kinder zeigen. Eine Tochter besucht heute eine Wirtschaftshochschule, ein Sohn lebt in Seattle, die Jüngste ist Designerin geworden und hat die Hälfte seiner Bilder nachgezeichnet. Israel, immer ein Lächeln im Gesicht, ist auf ansteckende Weise stolz. Dann muss er los, um das Portrait eines Politikers zu schießen. Er setzt sich auf sein Motorrad, das Tor des Dorfes öffnet sich, ein letztes Winken, ein letztes Lächeln, und Israel braust in die Hitze hinaus.

15 Uhr:

Ganit Shochat sitzt in ihrem Büro und nimmt einen von etwa hundert Handyanrufen entgegen, die sie am Tag bekommt. Während sie in den Apparat spricht, schrillt auch das Telefon, das ans Festnetz angeschlossen ist. Den einen Hörer in der Linken, den anderen zwischen Ohr und Schulter geklemmt, klickt sie mit der Rechten auf ihrer Maus herum und bearbeitet eine Teilnehmerliste für den von ihr aufgebauten Reitunterricht. Im Büro stehen vier Schüler und reden auf sie ein, obwohl Ganiti, wie sie genannt wird, sie immer wieder zur Ruhe auffordert. Suchte man eine Illustration zum Thema Multitasking, in diesem winzigen Büro würde man sie finden.

Vier Jahre lang hat Ganit als Betreuerin, als eine der Madrichim, gearbeitet und daneben an der Universität von Jerusalem studiert. Ihr Arbeitstag begann kurz vor sieben Uhr morgens und endete um ein Uhr nachts, manchmal auch später. In ihrer Zeit als Betreuerin hat sie etwa einmal im Monat vom vielen Reden die Stimme verloren. Sie ist öfter umarmt worden als manche Menschen in ihrem ganzen Leben, ist aber auch öfter mit Steinen beworfen worden als andere. Einmal lag eine tote Taube auf ihrem Schreibtisch, einmal bekam sie eine Morddrohung von einem der Kinder, ein andermal spielte einer ihrer Schützlinge mit Terpentin. Sein Gesicht fing Feuer, und Ganit verbrachte die nächsten Monate an seiner Seite im Spital.

Ständig wurde sie gefoppt und gehänselt, dann wieder geliebt und gestreichelt. «Man muss mit sich im Reinen sein, wenn man hier arbeitet», sagt sie. Die Kinder seien wie Spürhunde, die alle Schwächen finden und ausnutzen. «Damit muss man klar kommen, sonst zerbricht man.» Ganit wurde von den Kindern getriezt, weil sie keinen Freund hatte. Doch nach einer Weile prallte der Spott an ihr ab. Ganit, diese fast mädchenhaft wirkende Frau, hat eine dicke Haut bekommen.

Seit einem Jahr arbeitet sie offiziell noch vierzig Prozent, die in Kiriat Yearim allerdings etwa siebzig Prozent entsprechen. Sie ist zuständig für die Freiwilligen, erledigt Papierkram, führt Gäste aus der Schweiz herum, springt als Übersetzerin ein, gibt Kindern mit Problemen Rat, hält den Kontakt zu Ehemaligen aufrecht und plant die zwei Armeetrainings, die in der Woche statt finden. Darüber hinaus hat sie die Reitschule aufgebaut und sich an einer Aufklärungsgruppe für Mädchen beteiligt. Ganit: ein Wirbelwind im rosaroten Trägerleibchen.

Während die junge Frau ihre täglichen Mails beantwortet, bekommt sie Besuch von einem Soldaten. Es ist Enrique Rodriguez, der dieses Jahr die Schule abgeschlossen hat und seit einigen Wochen als Fahrer bei der Armee dient. Unter seiner Schulterpatte steckt eine Mütze, auf seiner Uniform lassen sich weder Flecken noch Stäubchen ausmachen. In seinem Gesicht voller Pickel scheint ein Lächeln auf, das etwa 100 Megawatt hat.

Im Alter von sechs Jahren ist Enrique aus Kuba nach Be'er Sheva gekommen. Sechs Jahre verbrachte er in Kiriat Yearim, fünf davon war er ein Sorgenkind, im sechsten fertigte er im Werkunterricht aus Zinn eine Welt, wie er sie sich wünscht, und ging mit der Bestnote von der Schule ab. Drei Freundinnen hatte er während seiner Zeit im Dorf. Als er es verliess, flossen die Tränen. Auch Ganit, seine wichtigste Bezugsperson, hat damals geweint. Jetzt umarmen sie sich, dann nimmt Enrique breitbeinig auf dem winzigen Sofa in Ganits Büro Platz.

- *Enrique, was bedeutet dir das Dorf?*
- *Hier habe ich all meine Freunde kennen gelernt. Hier habe ich eine Familie gefunden. Ich war während meiner ganzen Zeit hier mit fünf Freunden zusammen, was selten ist. Wir stehen noch heute fast täglich in Kontakt.*
- *Du scheinst die Uniform mit Stolz zu tragen.*

- *Klar. Es war immer mein Ziel, dass ich es in die Armee schaffe. Wie die meisten andern Israeli auch. Wer es nicht ins Heer schafft, gilt als Versager. Dass ich zur Gesellschaft dazugehöre, gibt mir Glücksgefühle.*
- *Hast du ein Ziel für die Zeit danach?*
- *Schon lange. Ich will eine Schule in Jerusalem besuchen, an der man das Juwelierhandwerk lernt. Aus Metallen etwas zu schaffen, das klein und vollkommen ist, gefällt mir. Ich möchte damit den Rest meines Lebens verbringen.*

16 Uhr:

Auf dem Stundenplan der Gruppe «Meteorit» steht Gartenarbeit. Die Kinder mähen eine Wiese, säen Samen, jäten Unkraut und sind so still wie selten. Rami, der kleinste Bub im Dorf, steht im Stall neben dem Garten und füttert die Tiere. Ein Wiesel schwänzelt um sein Häuschen, ein Papagei flattert in seinem Käfig umher, in einer Ecke ihres Terrariums häutet sich eine Schlange. Rami geht mit Futter auf und ab. Einmal bleibt er stehen und sagt: «Es wäre schön, wenn wir auch noch einen Hahn hätten und eine Taube und eine Schildkröte und eine grosse Spinne. Ich wäre dann der Chef von einem Zoo.»

Der Fernseher ist auf stumm gestellt, die Stereoanlage voll aufgedreht. Alle drei Minuten kommt ein Kind ins Zimmer der Betreuerin Riki Shem Tov, das in etwa die Grösse von zwei Telefonzellen hat. Mit Riki ein Gespräch zu führen, eine halbe Stunde ihrer Zeit zu beanspruchen, gleicht einer Herkulesaufgabe. Ständig vibriert ihr Handy, ständig kommen Kinder herein und fragen etwas, ständig eilen andere Betreuer herbei und bitten um einen Gefallen. In den Sekunden, die dazwischen übrig bleiben, erzählt sie mit einer Geschwindigkeit, als habe jemand auf die Vorspultaste gedrückt.

Ihre Geschichte beginnt mit der Ratlosigkeit nach dem Militärdienst, dem Abschluss ihres Psychologiestudiums und der Angst vor dem Ungewissen. Sie fuhr mit ihrem Freund durch die Gegend und kam zufällig an Kiriat Yearim vorbei. Ihr Freund, der in der Nähe wohnte, erklärte ihr, was sich hinter dem Zaun befindet. Riki sprang aus dem Wagen, ging zum Wärterhäuschen, schummelte sich hinein, lief einem der Schulleiter über den Weg und sagte: «Ich würde gern hier arbeiten.» Der Mann nahm sie mit in sein Büro und fragte sie aus. Drei Wochen später hatte sich Riki aller Verpflichtungen entledigt, in der Nähe eine Wohnung gemietet und in einem der Gebäude das Zimmerchen in Beschlag genommen, in dem sie nun sitzt mit ihrem Handy, das sie jeden Tag zweimal aufladen muss, weil es so oft schellt. Das ist nun knapp zwei Jahre her. Riki, heute 26, hat es nie bereut, hierher gekommen zu sein. Dann klingelt es wieder.

Zwar hat sie nach drei Monaten in Kiriat Yearim mit ihrem Freund Schluss gemacht, weil die Arbeit sie so beanspruchte, dass keine Zeit für eine Beziehung mehr blieb. Zwar geht ihr Puls tagsüber vermutlich so schnell wie der eines Radfahrers, der sich gerade einen Pass hoch quält. Zwar klingelt ihr Telefon auch am Wochenende, und die Kinder fragen sie um Rat, weil ihre Eltern sich prügeln und sie möchten, dass Riki sie ins Kinderdorf holt. Doch Riki sagt: «Es gibt kein besseres Gefühl, als gebraucht zu werden. Nie in meinem Leben fühlte ich mich so nützlich wie hier.» Sie selbst kommt aus einer Familie, die ihr Wärme gegeben hat. Und sie sagt, es gebe für sie nichts Schöneres, als diese Wärme weiterzugeben, auch wenn die Kinder sich ihr oft verweigern. «Um zwei Uhr hassen sie dich», sagt Riki, «und schauen dich an, als

hättest du ihnen etwas angetan. Um drei kommen sie zu dir und lassen dich nicht mehr los.»

Rikis beste Erfahrung: Wenn die Kinder ihr, manchmal erst nach Monaten, zum ersten Mal vertrauen. Und wenn sie es später trotz ihrer Startschwierigkeiten zumindest ins Mittelfeld schaffen, sei es in der Armee oder in einer Lehre.

Rikis schlimmste Erfahrung: Einmal fehlten vier Mädchen, ihre Betten waren leer, sie hätten längst schlafen sollen. Riki durchsuchte das Dorf, konnte die Mädchen aber nirgends finden. Mit Schulleiter Shimoni Peretz fuhr sie durch die Städte der Umgebung. Schliesslich fanden sie die Mädchen in Rehovot, wo sie versuchten, ihren Körper zu verkaufen. Drei von ihnen verliessen daraufhin die Schule, für die vierte kämpfte Riki während Tagen. Sie durfte bleiben und ist heute der Star des Chors.

Eine gute Erfahrung ist es für Riki aber auch, wenn ein Schüler, eine Schülerin während Wochen für eine Prüfung lernt, sich dann aber kurz vor dem Termin drücken will und schliesslich, von Riki ermutigt, doch hingehet und ohne Mühe besteht. «In solchen Momenten», sagt Riki, «komme ich mir vor wie eine Mutter, stolz bis zum Gehnichtmehr.»

17 Uhr:

Ein halbes Dutzend Sitzungen am Tag, acht Tassen Kaffee, Feierabend mal um fünf Uhr, mal um elf: Shimoni Peretz leitet die Schule seit fünf Jahren. Wenn er über seine Arbeit spricht, zeigt er gern auf eine Wand in seinem Büro. Hier hängen Bilder von Ehemaligen. Machte in Peretz' erstem Jahr ein halbes Dutzend Schülerinnen und Schüler den Abschluss, sind es mittlerweile etwa fünf Mal so viele. Nur einen Schüler muss er im Schnitt pro Jahr von der Schule weisen. Aber er erinnert sich heute noch an den Schock, als er nach den ersten drei Monaten hier im Dorf realisierte, dass es nie einfacher werden würde in Kiriat Yearim. Die Einsicht war ihm Einschüchterung und Ansporn zugleich.

Peretz mag es, wenn sich Lehrer und Betreuerinnen, Eltern und Kinder zusammensetzen und den Raum nicht verlassen, ehe sie eine Lösung gefunden haben. Wenn er dann einen Schüler, der Probleme macht, fragt: «Willst du erwachsen werden oder weitermachen wie bisher?» Und der Schüler knapp und kurz sagt: «Erwachsen werden.» Dann freut sich Shimoni Peretz und weiss, dass sich die Mühe gelohnt hat.

«Es geht nicht nur ums Diplom», sagt er, «es geht um den Durchhaltewillen der Kinder.» Er berichtet von einem Schüler, der kaum Prüfungen schrieb, ständig döste, selten mitmachte. Bis Peretz ihn mit dem Chor in die Schweiz mitnahm. Es war dann während eines Auftritts in einer Mehrzweckhalle, irgendwo im schweizerischen Mittelland: Das Licht des Scheinwerfers fiel auf den Jungen, und für Peretz war es, als wohne er einer Verwandlung bei. «Der Junge war verändert nach diesem Auftritt, auf einmal hatte er Selbstachtung.» Er sei dann zwar ohne Zertifikat von der Schule gegangen, erinnert sich Peretz, habe aber bald eine Lehrstelle als Chauffeur gefunden.

Draussen raufen sich die Kinder, drinnen skizziert Peretz seine Ziele. «Bis in fünf Jahren soll Kiriat Yearim die beste Schule ihrer Art sein, mit noch besseren Lehrpersonen, noch besserer Betreuung. Wir schaffen das, da bin ich mir sicher.» Abends um zehn, fünf Stunden und drei Sitzungen später, sitzt Peretz noch immer in seinem Büro. Auf seinem Tisch dampft ein Espresso, über seinem Kopf dreht der Ventilator seine zehntausendste Runde, vor Peretz türmen sich die Papiere.

19 Uhr:

Die Sonne ist hinter den Hügeln verschwunden und hat ein Lichtspiel veranstaltet, als wäre sie vom Tourismusministerium beauftragt. Aviram Barashi und drei weitere Jungs hocken auf dem Spielplatz und teilen sich eine Zigarette. Rauchen ist zwar verboten, aber weil alle es tun, schreitet das Betreuungspersonal nur selten ein.

Die vier haben alle einen Eintrag im Strafregister, mal für Diebstahl, mal für Gewalt, mal für Drogenmissbrauch, mal für Fahren ohne Führerschein. Die Schaukeln gehen hin und her, ab und zu spuckt einer auf den Boden, dann und wann kommt einer auf mich zu, gibt mir möglichst cool die Hand und sagt: «What's up, man?»

Aviram beginnt zu erzählen. Zwei Jahre ist er nicht zur Schule gegangen. Sie hat ihn nur noch gelangweilt. Sechs Monate hat er dann bei seinem Onkel in Brooklyn gelebt und Englisch gelernt. Seit Januar ist er in Kiriath Yearim, trägt ständig seine Crocs an den Füßen und seinen Rucksack am Rücken, und auch bei grösster Hitze hat er einen Pullover an, damit man seine Unterarme nicht sieht. «Zeig sie ihm», ruft einer. «Na los», brüllt ein anderer. Aviram lächelt und krempelt die Ärmel hoch. Er dreht seine Handflächen nach oben und hält mir seine Unterarme hin, die aussehen wie ein Kunstwerk, voller Schnitte und Ritze, die er sich beigebracht hat, als er sich im Unterricht langweilte.

«Du bist eine Schwuchtel, ein Idiot, deine Mutter ist eine Nutte, deine Eltern sind nur des Geldes wegen nach Israel gekommen» – so und ähnlich tönt es, wenn sich die Jungs balgen, einander auf die Nerven gehen, vor einander davon laufen und einander Flüche hinterher rufen. Der Ton ist hart, doch auf dem Papier sieht es schlimmer aus, als es ist. Die Foppereien sind zwar krass, oft aber klingen sie seltsam zärtlich.

20 Uhr:

Jedes Jahr melden sich etwa 200 Freiwillige, um im Dorf zu helfen. Es sind Jugendliche, die vor ihrer Militärdienstzeit etwas fürs Gemeinwohl tun wollen. Jeden zweiten Tag trifft auf Ganit Shochats Bildschirm eine Bewerbung ein. Acht davon, vier Mädchen, vier Jungs, ziehen am Ende in die Dreizimmerwohnung ein, die für die Freiwilligen gebaut wurde. Oft sind es Jugendliche aus einem Kibbuz, Jugendliche, die in einer Welt ohne Gewalt und Angst aufgewachsen sind, einer Welt, die das Gegenteil von dem ist, was die Kinder im Dorf erlebt haben. Diese kommen mehrheitlich aus dem Süden des Landes und stammen aus äthiopischen Familien, deren Einkommen weit unter dem Landesdurchschnitt liegt.

Es ist acht Uhr abends, in der Küche rumpelt die Waschmaschine, die acht Freiwilligen versammeln sich wie jeden Tag in der Stube ihrer Wohnung. Sie fragen Ganit, wie sie mit Wutausbrüchen von Kindern umgehen, was sie im Fall einer Flucht tun, wie sie das Vertrauen der Schüler gewinnen sollen. Das Gespräch hat den Lärmpegel einer Schulstunde. Nach der Sitzung geben einige der Jugendlichen Auskunft darüber, weshalb sie sich als Freiwillige gemeldet haben.

Für Maya Shavit ist es eine Möglichkeit, ihrem Land zu dienen. «Ich hatte es immer gut im Leben. Wenn ich etwas dazu beitragen kann, dass diesen Kindern der Start ein bisschen leichter fällt, macht mich das glücklich.» Für Idor Mayshar ist es die Gelegenheit, eine Welt jenseits der Idylle seiner Kindheit kennen zu lernen. «Es ist mir wichtig, die Probleme Israels zu sehen und mitzuhelfen, sie aus dem Weg zu räumen. Ich kann mir keinen besseren Ort vorstellen als diese Schule.»

Ein Jahr lang sind sie hier, die Freiwilligen. Nur alle zwei Wochen gehen sie für zwei Nächte nach Hause. Sie schlafen mit drei andern im Zimmer, bekommen jeden Tag andere Aufträge erteilt und verdienen knapp hundert Franken im Monat.

21 Uhr:

Heute ist ein besonderer Tag. Vor 15 Jahren schoss ein Ultraorthodoxer drei Kugeln auf Yitzhak Rabin. Am Abend findet in der Turnhalle eine Gedenkfeier statt. Während die Schüler tagsüber ständig herum alberten und sich an den Haaren rissen, sitzen sie nun so still in ihren Stühlen, als nähmen sie an einer Beerdigung teil. Der Chor, der 2011 auf Tournee in die Schweiz kommt, steht in einem selbstgemalten Bühnenbild und singt Trauerlieder.

In einer Rede spricht Shimoni Peretz über die Zeit, die auf Rabins Tod folgte. Er sagt: «An diesem Tag ist den Israeli klar geworden, wie wichtig Friede ist und wie sehr es sich lohnt, dafür zu kämpfen.»

Dann kommen die Kinder wieder auf die Bühne, und ihr Ernst wühlt mich auf. Wie sie dastehen und in die totenstille Halle hinein singen, überrascht mich. Sie, die sich den ganzen Tag in den Hintern getreten und bald liebevoll geneckt, bald böse gefoppt hatten, sie stehen jetzt hier in ihren besten Kleidern und treffen jeden Ton.

23 Uhr:

Die Nacht gibt es nicht. Aus den Fenstern dringen auch um halb zwölf noch Musik und Licht. Der Wind raschelt in den Bäumen, die Grillen zirpen im Gestrüpp, der Wagen eines Betreuers rollt durchs Dorf und hält vor einem Haus.

Dani Erez, gross wie ein Basketballspieler, sanft wie ein Balletttänzer, öffnet die Tür und geht hinein. Vor einem Zimmer, aus dem Musik dröhnt, bleibt er stehen und klopft an, nach einer Minute klopft er erneut, nach dem dritten Mal erscheint im Türspalt der Lockenkopf eines Mädchens. Der Betreuer fordert sie nicht auf, die Musik auszumachen. Er möchte nur, dass sie nicht so laut aus dem Fenster hallt. Das Mädchen mault herum, schliesst die Tür, dreht die Musik leiser, der Betreuer geht die Treppe hinab und verlässt das Haus. Fünf Minuten später hätte er hören können, dass die Musik so laut ist wie zuvor. Doch da betritt er bereits ein anderes Haus und hebt die Hand, um an eine Tür zu klopfen. Dani Erez: ein Sisyphus auf Nachtpatrouille.

Einmal kommen vier Jungs aus einem Haus. Dani fragt sie, wohin sie wollen. Sie sagen, ein Schuh sei aus dem Fenster geflogen. Sie gehen hinters Haus, um zu rauchen. Sie kommen zurück, gehen hintereinander wieder rein. Dani fragt sie, wo der Schuh geblieben sei? «Den haben wir durchs Fenster wieder reingeworfen.» Dani lacht und freut sich über die Schamröte im Gesicht des Jungen, der das gesagt hat.

24 Uhr:

Der Mond steht am Himmel, gelb wie eine Zitrone. Die Strassenlampen gehen an und aus. Das Dorf ist still. Ich höre nur das Surren der Klimaanlage, die vor den Fenstern hängen. Der Wind treibt Blätter vor mir her und spielt mit ihnen. Der Hund eines Lehrers trottet durchs Dorf. Ich höre das Kratzen seiner Krallen auf dem Asphalt und, ganz leise, den Klang eines Klaviers, den der Wind verweht. Er kommt aus dem Musiksaal, der am Rand des Dorfes liegt. Von der Decke blenden die Neonröhren, der Saal ist leer bis auf Aviram, den Jungen mit den Ritzen im

Unterarm. Es ist Mitternacht vorbei, eigentlich sollte er seit zwei Stunden im Bett liegen. Doch er hat sich davon geschlichen und ist durch ein Fenster in den Saal gestiegen. Jetzt sitzt er, noch immer mit dem Rucksack auf dem Rücken, vor dem Klavier und greift Mollakkorde. Er hält die Augen geschlossen, wiegt den Oberkörper hin und her und spielt – während Stunden. Wenn man sich ein paar Schritte vom Musiksaal entfernt, hört man sein Spiel fast gar nicht mehr. Aber es ist da, und es wäre schade, wenn man es überhören würde.